

Monika Offenberger

Winter



Monika Offenberger

Winter

Porträt einer Jahreszeit



Frankfurter
Allgemeine
Buch

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



**Frankfurter
Allgemeine
Buch**

© Fazit Communication GmbH
Frankfurter Allgemeine Buch
Pariser Straße 1
60486 Frankfurt am Main
buch@fazbuch.de

Umschlaggestaltung: Nina Hegemann
Satz: Jan W. Hofmann
Druck: UAB BALTO print, Vilnius
Printed in the EU

1. Auflage
Frankfurt am Main 2026
ISBN 978-3-96251-236-1

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, vorbehalten.

Frankfurter Allgemeine Buch hat sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet und erwirbt gemeinsam mit den Lieferanten Klimazertifikate zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes.



Druckprodukt mit finanziellem

Klimabeitrag

ClimatePartner.com/18507-2607-1003

Inhalt

Eine folgenreiche Kollision	7
Schnee und Eis: Was ein rechter Winter ist	15
Flora und Fauna: Wie die Natur der Kälte trotzt	45
Kälte und Dunkelheit: Wie geht's uns im Winter?	73
Religion und Brauchtum: Im Winter wird gefeiert ..	107
Gemalt und gemeißelt: Der Winter in der Bildenden Kunst	143
Lyrik und Prosa: Der Winter in der Literatur	175
Klang und Gesang: Der Winter in der Musik	205
Nachwort.....	239
Danksagung	241
Bildnachweise	243
Endnoten.....	245
Die Autorin	256





Eine folgenreiche Kollision

Blue Marble“ – Blaue Murmel – nannten die Astronauten der Apollo-17-Mission das wohl spektakulärste Bild unseres Planeten. Sie hatten es am 7. Dezember 1972 aufgenommen, per Hand, mit einer Hasselblad-Kamera. Satellitenansichten vom Erdball gab es schon viele Jahre vorher, und in Zeiten von Google Earth haben wir davon mehr als genug. Doch die moderne Bilderflut nimmt der alten Apollo-Aufnahme nichts von ihrer Faszination. Sie zeigt unseren Heimatplaneten aus 45.000 Kilometern Entfernung, und wie er so leuchtet in der Dunkelheit des Alls, ähnelt er wirklich einer blau schimmernden Murmel. Deutlich ist der afrikanische Kontinent zu erkennen. Das Grün seiner Wälder und das Rostrot der Wüsten heben sich ab von dem übermächtigen Blau der Ozeane, die zwei Drittel des Planeten bedecken. Darüber schweben weiße Wolken und umhüllen wie zarte Schleier Land und Wasser. Auch der eisbedeckte Südpol präsentiert sich in strahlendem Weiß.

Warum ist nur der Südpol im Bild? Warum liegt der Nordpol außerhalb unseres Blickfelds, auf der Rückseite der Blauen Murmel? Diese Schiefelage der Erdkugel ist

kein Zufall, sondern vielmehr eines ihrer wichtigsten Merkmale. Es prägt ganz entscheidend unsere Lebensbedingungen. Tatsächlich steht die Erdachse nicht senkrecht zur Umlaufbahn um die Sonne, sondern ist um einen Winkel von 23,4 Grad geneigt. Diese Eigenheit erwarb die Erde schon kurz nach ihrer Geburt. Während sich die Verteilung der Wasser- und Landmassen im Laufe der Zeit mehrfach dramatisch verändert hat, blieb der Neigungswinkel konstant. Warum das so ist und wie es dazu kam, lässt sich nur vermuten. Folgendes Szenario gilt als plausibel: Vor 4,5 Milliarden Jahren stand die Achse der damals sehr jungen Erde noch senkrecht zu ihrer Umlaufbahn um die Sonne. Dies änderte sich nach einer schicksalhaften Begegnung mit einem anderen Himmelskörper namens Theia. Er soll etwa halb so groß gewesen sein wie die Erde und größtenteils aus Eis bestanden haben. Und er soll die junge Erde schon eine gute Zeit lang auf ihrer Bahn verfolgt haben – bis die beiden schließlich zusammenprallten.

Gemäß dieser Theorie verlor die Erde bei der Kollision einen Teil ihrer Masse, während Theia komplett zerbarst. Die Bruchstücke gerieten in die Erdumlaufbahn, ballten sich zusammen und formten gemeinsam mit der abgeschlagenen Erdmaterie den Mond. Darauf spielt auch der Name an, denn Theia ist nach der griechischen Mythologie die Göttin, welche den Mond geboren hat. Da die Erde seitlich getroffen worden war, geriet sie in Schiefelage. Damit ist sie im Sonnensystem keine Ausnahme.

Andere Planeten haben ebenfalls wuchtige Kollisionen hinter sich: Die Venus traf es so heftig, dass ihre Achse fast komplett kippte; seither steht sie quasi auf dem Kopf. Dass die Erde nicht in ihre ursprüngliche Lage zurückgekippt ist, sondern ihre geneigte Achse unverändert beibehalten hat, liegt an ihrem treuen Gefährten, dem Mond. Seine starke Gravitationskraft stemmt sich gegen die Anziehungskräfte der Sonne und anderer Gasriesen unseres Sonnensystems, die unablässig an der Erde zerren und ihre Kreiselbewegung beeinflussen.

Der Mond hält die Erde in Position, während sie sich binnen 24 Stunden einmal um sich selbst dreht. Und er sorgt dafür, dass sie nicht wie ein trudelnder Kreisel mal hierhin, mal dorthin kippt, wenn sie im Verlauf eines Jahres die Sonne umrundet. Vielmehr ist ihre Achse stets ungefähr in dieselbe Richtung geneigt, unabhängig von ihrer Position auf der elliptischen Umlaufbahn und ihrer Ausrichtung zur Sonne. Das aber hat zur Folge, dass sie im Laufe eines Jahres aus unterschiedlichen Winkeln bestrahlt wird. Konkret: Wenn die Nordhalbkugel, und damit auch Deutschland, der Sonne zugeneigt ist, erhält dieser Teil der Erde mehr Licht und erwärmt sich stärker. Folglich ist dann bei uns Sommer. Auf der Südhalbkugel passiert in dieser Zeit das genaue Gegenteil; dorthin fällt weniger Licht, es herrscht Winter. Ein halbes Jahr später, wenn die Erde den gegenüberliegenden Punkt der Umlaufbahn erreicht, dreht sich das Ganze um: Jetzt ist die Nordhalbkugel der Sonne abgeneigt, wird weniger stark

angestrahlt und kann sich entsprechend weniger erwärmen. Also herrscht dann bei uns Winter, und auf der Südhalbkugel Sommer. Diesen Fall zeigt das Apollo-Bild der Blauen Murmel. Es entstand Anfang Dezember, nur 15 Tage vor der Wintersonnenwende, wenn die Tage bei uns besonders kurz und die Nächte lang sind. Dagegen war die Südhalbkugel der Sonne zugewandt – und mit ihr der Südpol, der deshalb so deutlich ins Blickfeld der Astronauten rückte.

Obwohl die Kollision mit Theia so unvorstellbar lange zurückliegt, prägt sie noch heute unser Leben. Stünde die Erdachse senkrecht wie vor dem Zusammenprall, erhielte jede Region entsprechend ihrer Lage auf der Weltkugel das ganze Jahr über die gleiche Menge Sonnenlicht. Daran ändert übrigens auch die Tatsache nichts, dass die Umlaufbahn elliptisch ist, mithin der Abstand zwischen den beiden Himmelskörpern im Jahreslauf variiert: An ihrem sonnenfernsten Punkt, dem Aphel, ist die Erde 152 Millionen Kilometer von ihrem Zentralgestirn entfernt – und damit etwa fünf Millionen Kilometer weiter weg als von ihrer sonnennächsten Position, dem Perihel. Das sind Durchschnittswerte, denn von Jahr zu Jahr unterscheidet sich die jeweilige Entfernung um bis zu mehrere Zehntausend Kilometer. Auch das Datum, an dem die Erde im Aphel oder Perihel steht, ändert sich in regelmäßigen, sehr langen Zeiträumen. Derzeit ist ihr Abstand zur Sonne Anfang Juli am größten. Am geringsten ist er Anfang Januar, wenn es bei uns Winter ist. Nicht die

zurückgelegte Strecke entscheidet also darüber, wie stark die Sonnenstrahlen die Erde aufwärmen, sondern der Winkel, in dem sie auftreffen. Daher bewirkt allein die Schiefelage der Erde, dass abwechselnd die Nordhalbkugel oder die Südhalbkugel mehr oder weniger stark bestrahlt wird – je nachdem, welche Seite der Sonne zu- oder abgeneigt ist.

Die Strahlen der Sonne erhalten das Leben auf der Erde. Denn ihr Licht liefert jene Form von Sonnenenergie, die von den grünen Pflanzen in Biomasse umgewandelt wird und alle anderen höheren Organismen ernährt. Und ihre Wärme ermöglicht die komplexen biochemischen Reaktionen, mit denen Lebewesen, gleich welcher Art, ihre Existenz sichern. Deshalb ist es entscheidend, wann wie viel Sonnenlicht verfügbar ist. Die Strahlenmenge nimmt zunächst Einfluss auf das Wettergeschehen. Wie wir nur zu gut wissen, unterscheidet es sich stark von Jahreszeit zu Jahreszeit: Typischerweise ist es im Winter kalt und neblig, im Sommer heiß und schwül; im Herbst und Frühling wechseln sich milde, windige, trübe, neblige und regnerische Tage ab.

Die jahreszeitliche Witterung bestimmt maßgeblich die Lebensläufe der Organismen. Tiere richten Balz und Paarung, Fortpflanzung und Jungenaufzucht, Ruhephasen und Zugverhalten an den saisonalen Gegebenheiten aus. Pflanzen passen ihr Wachsen, Reifen und Fruchten den Umweltbedingungen an. Das betrifft die wilden Gewächse ebenso wie Bohnen, Kohl und alle weiteren



Kulturpflanzen, von denen wir uns ernähren. Die Arbeit im Garten und auf dem Acker richtet sich ebenfalls nach dem Sonnenjahr: Im Frühling wird gesät, im Sommer gepflegt, im Herbst geerntet, im Winter für das nächste Jahr geplant und vorgesorgt. Diese existenzielle Bedeutung der Jahreszeiten schlägt sich im Alltag ebenso nieder wie in der Kunst. Gedichte, Gemälde, Musikstücke nähern sich den Besonderheiten der Jahreszeiten an und künden von den Gefühlen, die sie im Menschen auslösen. Auch das Kirchenjahr mit seinen Feiertagen orientiert sich am Jahreslauf, ebenso wie die weltlichen Feste.

Jede Jahreszeit hat ihre Besonderheiten, schafft und befriedigt andere Bedürfnisse, bringt ihre je eigenen Stimmungen hervor, inspiriert Kunstschaffende, ihre Eindrücke in Gedichte, Gemälde oder Musik zu fassen. Davon soll hier die Rede sein. Jeder der vier Jahreszeiten ist ein Buch gewidmet. Den Anfang macht die außergewöhnlichste Zeit im Jahr: der Winter.





Schnee und Eis: Was ein rechter Winter ist

*Es war eine Mutter,
die hatte vier Kinder:
den Frühling, den Sommer,
den Herbst und den Winter.
Der Frühling bringt Blumen,
der Sommer den Klee,
der Herbst bringt die Trauben,
der Winter den Schnee.*

Knapper könnte man die vier Jahreszeiten nicht beschreiben als diese Verse. Sie stammen aus einem Volkslied, das um 1900 in ganz Deutschland verbreitet war und noch heute in vielen Kindergärten als Bewegungsspiel beliebt ist: Die Kinder laufen im Kreis, während sie die eingängige Melodie singen. Abwechselnd tritt eines von ihnen als Frühling oder Sommer in die Mitte und reiht sich später wieder in die Gruppe ein – ähnlich wie die echten Jahreszeiten kommen und gehen. Der Winter tritt als letzter auf, wie wir es aus vielen ähnlichen Liedern und Gedichten gewöhnt sind.

Ich möchte mit dieser Gewohnheit brechen. In dieser Buchreihe soll der Winter den Anfang machen. Denn von allen Jahreszeiten ist er die außergewöhnlichste: Der Winter bringt den Schnee – und hat damit ein echtes Alleinstellungsmerkmal. Das zeigt sich schon an seinem Namen. Entsprechungen finden sich in allen germanischen Sprachen, aber in keiner anderen Sprachfamilie. Aus dem urgermanischen *wintru* entstanden im west- und ostgermanischen Sprachraum mit der Zeit zahlreiche Varianten – von *wintar*, *winder*, *Wanter*, *uinter*, *wintær*, *winn-terr*, *wyntra*, *vinter*, *vyntytr*, *wenter*, *wintir*, *wintur*, *wyntre*, *wintre*, *wunter*, *uintur*, *uintura*, *vinter*, *vintr*, *vetr* oder *vettr* bis zum gotischen *wintrus*. Die Herkunft des Begriffs ist nicht eindeutig geklärt. Einige Sprachforschende vermuten Bezüge zum Wind, weil dessen germanische, indogermanische und lateinische Bezeichnungen – *windaz*, *uē-nto-s* und *ventus* – ähnlich klingen. Viele ihrer Fachkollegen sehen das kritisch.¹ Sie verweisen darauf, dass sich der althochdeutsche *wintar* und der gotische *wintrus* aus *unda* (lateinisch für Welle, Woge) und *vanduō* (litauisch für Wasser) entwickelt haben, die beide auf die indogermanische Wortwurzel **wintru-* zurückgehen.

Der Winter als „Zeit des Wassers“ oder „Regenzeit“? Das klingt wenig plausibel. Tatsächlich ist nicht der Regen das Besondere am Winter, sondern der Schnee. Auf dieses einzigartige Naturphänomen beziehen sich Begriffe wie *find* oder *finn* sowie die Wortstämme **wintru*, **windo* und *gwynn*: Sie standen bei den alten Iren, Germanen,

Kelten respektive Wallisern für das Adjektiv „weiß“.² Eine weitere Theorie bringt den Winter mit dem Norden in Verbindung. Sie verweist auf die Verwandtschaft des gotischen *wintrus* mit dem altnordischen *vinstri* für „links“, das sich auch im althochdeutschen *winistar* sowie im altenglischen *winstre* und im germanischen **wenistraz* wiederfindet. Es ist belegt, dass sich die Kelten und Germanen an der aufgehenden Sonne orientierten. Mit Blickrichtung nach Osten liegt „links“ der Norden – also die Heimat des Winters.³

Im hohen Norden ist der Winter stets mit Schnee verbunden, ebenso in den europäischen Bergregionen. Je weiter man nach Süden kommt, umso seltener schneit es; in manchen Gebieten Mitteleuropas bleibt der Schnee zur Winterzeit häufig ganz aus. Dennoch müssen dort Mensch und Natur mit Kältewellen rechnen. In Deutschland fällt der meiste Schnee in den Alpen und hält sich auf den Gipfeln oft bis zum Sommer. Zu den höchsten Gebirgsstöcken zählt der Watzmann, dessen Name sich ebenfalls von „weiß“ (bayerisch: *woaz*) herleitet. Wenn es genug schneit und die Flocken nicht gleich wieder schmelzen, legt sich der Schnee über die Wiesen und Felder und vertreibt für eine Weile nahezu alles Grün aus der Landschaft. Selbst wo die weiße Decke nicht hinreicht, sind die Stauden vom Vorjahr verblüht, die Gräser braun, die Gehölze kahl. Einzig die Nadelbäume behalten ihre grünen Blätter und sind genau deshalb unverzichtbare

Begleiter der Advents- und Weihnachtszeit. Denn sie halten die Hoffnung auf den kommenden Frühling wach.

Das neue Kalenderjahr fängt schon eine Woche nach den Festtagen an, mitten im Winter. Auch das Vegetationsjahr beginnt lange bevor sich wieder frisches Grün zeigt: Die feinen Knospen der Gräser, Blätter und Blüten warten den ganzen Winter über auf den Moment, an dem sie endlich aufbrechen und sich entfalten können. Wie ein ungeborenes Kind im Mutterleib wächst und gedeiht, so bereiten auch die Pflanzen ihre Samen, Zwiebeln und Sprosse auf ihr Erwachen und Auskeimen im nahen Frühling vor. Es gibt also gute Gründe, den Winter als Startpunkt des Jahres zu betrachten statt, wie üblich, als Schlusslicht.

Wer bestimmt, wann Winter ist?

Wann der Winter beginnt und endet, ist Definitionssache und hängt von den zugrunde gelegten Kriterien ab. In Deutschland und den meisten Ländern Europas endet jeweils am letzten Samstag im Oktober die offizielle Sommerzeit: In der Nacht zum Sonntag werden alle Funkuhren, schätzungsweise mehr als hundert Millionen, automatisch um 3 Uhr früh auf 2 Uhr zurückgestellt. Das Signal dazu gibt der Langwellensender DCF77 in Frankfurt auf Weisung der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt in Braunschweig. Die amtliche Winterzeit, die der Normalzeit der Mitteleuropäischen Zeitzone (MEZ)

entspricht, dauert sechs Monate; am letzten Sonntag im März werden die Uhren wieder eine Stunde vorgestellt.

Die Zeitumstellung sorgt regelmäßig für Diskussionen. Ein Kritikpunkt lautet, dass sie den Biorhythmus von Menschen und Nutztieren stören und krank machen könne. In einer repräsentativen Umfrage vom Herbst 2025 berichteten ein Drittel der rund tausend Beteiligten, darunter 40 Prozent der Frauen, von körperlichen oder psychischen Problemen infolge der Zeitumstellung.⁴ Zu den häufigsten Beschwerden zählten Müdigkeit, Reizbarkeit sowie Schlaf- und Konzentrationsstörungen. Dazu kommt ein zweiter Kritikpunkt: Anders als erhofft, lässt sich durch die Zeitumstellung keine Energie sparen. Zwar wird im Sommer, wenn es durch die vorgezogene Stunde abends länger hell bleibt, weniger Strom für elektrisches Licht verbraucht. Weil die Menschen aber auch im Frühjahr und Herbst eine Stunde früher aufstehen müssen, heizen sie in den Morgenstunden mehr – was die sommerliche Stromeinsparung wieder aufhebt.

Neben der amtlichen gibt es drei weitere Definitionen für die Winterzeit. Die Wetterkundler richten sich pragmatisch nach den zwölf Monaten des Jahres, teilen diese durch vier und weisen jeder Jahreszeit drei volle Monate zu. Diese fixe Zeitspanne erleichtert die statistische Auswertung von Wetter- und Klimadaten und den Vergleich von Messreihen. Der meteorologische Winter dauert vom 1. Dezember bis zum letzten Tag im Februar. Der Begriff „Monat“ leitet sich von den Phasen des Mondes

ab. Während aber etwa im islamischen Kalender die Monate jeweils direkt nach Neumond beginnen, spielen die Mondzyklen in unserem Kalendersystem keine Rolle mehr. Unsere Monate beginnen nicht mit dem Neu- oder Vollmond, und auch ihre Dauer weicht von den 29 Tagen ab, die der Mond im Mittel für eine volle Umrundung der Erde braucht.

Bereits im altrömischen Mondkalender war die Länge der Kalendermonate von den Mondphasen entkoppelt. Damals wurde das Jahr in zehn durchnummerierte Monate aufgeteilt, begann im März und endete mit dem Dezember (von lateinisch *decem* für zehn); danach folgte eine Winterpause von 61 Tagen, die separat gezählt wurden. Julius Cäsar ließ diesen ungenauen Kalender überarbeiten. Das Ergebnis war der nach ihm benannte Julianische Kalender, der sich an der Sonne orientiert und 365 Tage umfasst, aufgeteilt in zwölf Monate. Dabei wurden einige der herkömmlichen Monatsnamen beibehalten, obwohl ihre Nummerierung nicht mehr passte: September, Oktober, November und Dezember stellen seither den neunten, zehnten, elften und zwölften Monat im Jahr vor, tragen aber dennoch im Namen die lateinischen Ziffern sieben (*septem*), acht (*octo*), neun (*novem*) und zehn (*decem*). Um das Sonnenjahr möglichst genau abzubilden, fügte man außerdem in gewissen Abständen Schaltmonate ein. Dennoch war ein Julianisches Kalenderjahr mit seinen durchschnittlich 365,25 Tagen um etwa elf Minuten länger als das wahre Sonnenjahr. Denn die Erde

braucht zur vollständigen Umrundung der Sonne 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten und 3 Sekunden.

Seit der Einführung von Cäsars Kalender im 1. vorchristlichen Jahrhundert wurde diese Verspätung mit jedem Jahr größer und hatte sich im 16. Jahrhundert bereits auf mehr als zwölf Tage summiert. Daher passte das Datum am Kalenderblatt nicht mehr zu den überlieferten Wetterbeobachtungen. Und auch das christliche Osterfest verschob sich immer weiter nach hinten und ließ sich nicht mehr mit dem astronomischen Frühlingsanfang synchronisieren. Das war besonders der Kirche ein Dorn im Auge. Um gegenzusteuern, ließ Papst Gregor XIII. den Julianischen Kalender nachjustieren. Der resultierende Gregorianische Sonnenkalender ist bis heute international gebräuchlich. Mit einem zusätzlichen Schalttag, der alle vier Jahre im Winter – am 29. Februar – eingefügt wird, umfasst er durchschnittlich 365,24 Tage und ist damit nur noch 26,7 Sekunden länger als das wahre Sonnenjahr.

Die Sonne als Zeitgeber

Während die Meteorologen sich an die Einteilung des Jahres in Monate halten, orientieren sich die Sternkundler an messbaren Ereignissen, die von der Position der Erde auf ihrer Bahn um die Sonne vorgegeben werden. Der astronomische Winter, von dem sich der kalendarische Winter ableitet, beginnt mit der Wintersonnenwende und endet mit der nächsten Tagundnachtgleiche. Wir erinnern uns:

Der Sternenhimmel im Winter

Während die Erde sich im Jahresverlauf um die Sonne dreht, ändert sich unser Blickwinkel auf den Sternenhimmel. Vom gleichen Standort sehen wir denselben Himmelsausschnitt mit jedem Tag knapp vier Minuten früher. An klaren Winterabenden sind von Deutschland aus bis zu 17 Sterne der hellsten Kategorie erkennbar. Etwa ein Drittel der auf den mittleren nördlichen Breitengraden sichtbaren Sternbilder können als Wintersternbilder bezeichnet werden; an den Rändern überlagern sie sich mit den Frühlings- und Herbststernbildern.

Sechs Sternbilder fallen besonders ins Auge und bilden mit ihren hellsten Sternen alias Rigel, Sirius, Prokyon, Pollux, Kapella und Aldebaran das sogenannte Wintersechseck. Am markantesten ist zweifellos der Himmelsjäger Orion. Er ist hierzulande besonders gut Mitte Dezember zu sehen, weil er dann um Mitternacht hoch über dem südlichen Horizont steht. Mit Betelgeuze und Rigel – sie bilden die linke Schulter und das rechte Knie – enthält Orion zwei der hellsten Fixsterne überhaupt. Die drei Gürtelsterne, auch Drei Könige oder Jakobsleiter genannt, zählen zu den zweithellsten Fixsternen. Lässt man den Blick entlang der absteigenden Jakobsleiter weiterwandern, so entdeckt man Sirius, den hellsten Stern am Nachthimmel und Teil des Sternbilds Großer Hund. Weiter im Uhrzeigersinn folgen der Kleine

Hund und schließlich die Zwillinge: Sie bilden ein lang gezogenes Rechteck, an deren Breitseite sich die beiden hellsten Sterne Castor und Pollux gegenüberstehen.

Weiter im Uhrzeigersinn steht das ausgedehnte Sternbild des Fuhrmanns. Einer früheren Deutung nach handelt es sich um einen Hirten, der eine kleine Ziege über der Schulter trägt. Das erklärt den Namen seines Hauptsterns Kapella oder Capella, lateinisch Zicklein. Kapella gehört zu den zirkumpolaren Sternen, die das ganze Jahr irgendwo am Himmel zu sehen sind, während das Sternbild selbst untergeht. Im Uhrzeigersinn unterhalb des Fuhrmanns und zur Rechten des Orion liegt Taurus, griechisch für Stier, erkennbar an den zwei langen Hörnern und dem leuchtenden Auge Aldebaran. Taurus umfasst zudem die Plejaden und Hyaden; sie setzen sich aus Hunderten von Sternen zusammen, von denen in klaren Nächten einige mit bloßem Auge erkennbar sind.

Das Winterdreieck steht Ende Dezember um Mitternacht in seiner höchsten Position am südlichen Himmel. Zwei seiner Sternzeichen – Zwillinge und Stier – kennt man zudem als Tierkreiszeichen: Zusammen mit den Sternbildern Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion und Schütze bilden sie den Tierkreis, griechisch Zodiak, der die scheinbare Sonnenbahn in gleich große Abschnitte unterteilt.